

Blick durch verwüstetes Auge

Eine Hildesheimer Erinnerung

Wolfgang Christian Schneider

Es ist schon eine Weile her, die Tochter war damals noch nicht vier Jahre alt. Ich war mit ihr in die Stadt gefahren, ein sonniger Frühlingstag hatte Pflichten einlösen lassen. Nun wollten wir wieder nach Hause, an den Stadtrand, wo wir wohnten. Der Bus kam und war voll besetzt, viele standen. Ich seufzte unwillkürlich, nun also das, mit dem Kind, das sich in dem schwankenden, kurvenden Bus nicht so recht halten konnte. Aber doch, da drüben, hinter dem Fahrer war ein Sitzplatz frei, ein Einersitz. Ich schlängelte mich durch, das Kind an der Hand. Der Gegenplatz war besetzt, eine seltsame Gestalt saß da, fast zusammengekauert, umstellt von Rucksack und Plastiktüten. Ich war müde, setzte mich, nahm das Töchterchen auf den Schoß, das sich am bunten Gewirr der Stadt vor dem Fenster erfreute. Unser Gegenüber blickte kaum auf. Befremdlich war das Gesicht, tieflegend die fast geschlossenen Augen, und ein stechender Geruch traf mich. Jetzt wusste ich, warum dieser Platz frei geblieben war, es roch, streng. Der Mann auf dem Einersitz gegenüber hatte eine Fahne, Alkohol, Schnaps, nicht wenig. Sollte ich wieder aufstehen, mit dem Kind? Aber bis zur letzten Haltestelle, der unsrigen, war es doch noch eine gute Strecke, und ich blieb sitzen. Da ich mich nun einmal dahin gesetzt hatte, wollte ich dem Trinker nicht den Eindruck bieten, ich miede ihn. Dass der Platz ihm gegenüber im vollen Bus leer geblieben war, musste ihm ja schon die Ablehnung, sein Abseitsstehen vergegenwärtigt haben. Aber Trinken, muss man das, so früh schon? Es war doch noch Vormittag. Das Gesicht des Mannes war gerötet, verquollen, da und dort zeigten sich bläuliche Schatten in der Haut, die Augen hingen schwer in den Tränensäcken. Allzu alt war er nicht, und doch war das Gesicht schon zerrüttet. Ein Trunkenbold, ein Suffkopp eben. Und ich schaute hierhin und dorthin, um ihn nicht anzustarren. Sonne war, und das Töchterchen auf dem Schoß sah auf ihn und sah aus dem Fenster, Menschen und Hunde, Bäume und Häuser huschten vorüber, sie freute sich und begann zu singen, sie sang, unermüdlich, alle Lieder, die sie kannte, und einige

mehr, neuerfundene. Allmählich leerte sich der Bus, ich blieb sitzen, auch unser Gegenüber. Die Häuser standen nun lockerer, und Gärten begleiteten uns, von heiterer, leichter Sonne durchströmt. Da nahm das Töchterchen die Hand des Vaters, weiter singend, und drückte hier einen Kuss hin und dort, wie es sich in ihre Lieder fügte, ganz bei sich. Aus seinen verschwiemelten Augen sah er auf uns, fast reglos. So war es nun eben, ein Heruntergekommener, ein Obdachloser vielleicht. Und das Töchterchen sang seine Lieder vor sich hin. Wir waren jetzt allein im Bus, wir und der früh gealterte Trinker. Der Bus näherte sich der vorletzten Haltestelle, unser Gegenüber, der Trunkenbold, erhob sich, schwer, kramte seine Dinge zusammen, und plötzlich beugte er sich zu mir herüber, raunte mir in seiner Fahne leise zu: »So etwas Schönes habe ich noch nie gesehen.« Um seine Augen fächerten sich viele kleine Fältchen. Dann tapste er mit Rucksack und vollen Plastiktüten zur Türe, trat auf die Straße, die Türe schloss, und er verschwand. Die nächste Haltestelle, die letzte, war die unsrige. Fröhlich sprang das Töchterchen ins Sonnenlicht, fast benommen stieg ich aus.

Noch heute habe ich die Bilder dieses Erlebnisses vor mir. Sie bewegen mich lange, tun es noch immer. Was war da geschehen? Was war das für ein Mann gewesen? Wie war sein Blick um sich, auf die Menschen, die ihm begegneten, auf die Welt, das Ganze? Lange brauchte ich, bis ich eine Linie fand, mich diesem Trinker zu nähern, bis er sprach in mir. So fremd war seine Welt für mich, auch seine Wege. Ich versuchte, mir sein Leben vorzustellen, bis zu dem Tage, an dem er uns traf. Er könnte aus Norddeutschland gestammt haben, der Ton seines einen Satzes klang danach. Ich stelle mir vor, dass er in einer größeren Stadt aufgewachsen ist, vielleicht in einem Viertel mit hohen Häusern, solchen, die noch richtige Gärten haben, also etwas von der Innenstadt abgerückt. Da könnte er im Erdgeschoss gewohnt haben, von wo aus man schnell in den Garten gelangt. Das war sicherlich oft sein Weg, als Knabe, nicht, um herumzutollen, das natürlich auch mitunter, zumeist aber einfach, um dort die vielen Dinge und Wesen zu sehen, Steine und Blumen, Farne, rostiges Vergessenes, die vielen kaum gekannten Tiere, manche, die im Dunkel lebten, andere, die sich verkrochen, weghuschten, aber die Sonne suchten, welche, die im Licht umhersirrten, summten und flatterten,

Vögel, die so verschieden zwitscherten, Dinge auch, deren Zweck er sich nicht erklären konnte – alles wahrte der Garten, durchzogen vom wildsüßen Geruch des Holunders, er sprach zu ihm. Denn die Eltern ließen ihn einsam, nicht, dass sie sich nicht um ihn kümmerten, aber sein Fragen nach dem Gespinnst der Dinge war ihnen fremd, sie sahen sich in der alltäglichen Umtriebigkeit erfüllt. Später verließ er deren Welt, hatte noch etwas gelernt, Gärtner vielleicht oder Steinmetz, das führt ihn hinaus ins Freie. Freunde hatte er nur flüchtige, sie fragten ihm zu wenig, staunten nicht. Irgendwann trieben ihn sein Fragen und die Neugier in andere Landschaften, zu anderen Menschen, auf die langen Straßen und Wege. Er wanderte meistens allein, nur mit Rucksack und wenigen Dingen, fragte zuweilen in den stattlicheren Häusern mit Gärten, ob etwas zu tun sei, Bäume zu beschneiden oder Rosen, ob eine Mauer in Stand zu setzen sei, haben doch die schwachen Wurzeln eine langsame, aber kaum bezähmbare Kraft, schieben die schwersten Steine zur Seite. So hatte er meist hinlänglich Geld für die Herbergen, aber auch dort blieb er einsam, ein Fragender. In den vielen Tagen und Jahren auf den Straßen lernte er nach und nach, mühsam, in den Dingen und Wesen um sich zu lesen, wie das Eine ins Andere sich fügte. Wie groß war der Bau, das ganze Gefüge, aber woher es sei, war verborgen, nur schwer zu erkennen. Und an vielen Stellen erschien ihm ein Bedürfen, eine Not, manches Leid trat ihm entgegen, er nahm all das mit in sein Wandern. Manchmal fand er einen Mitwanderer, fand auf eine beschränkte Zeit ein Hören, vorsichtig sprach er da hinein, aber nur Äußerliches reichte dahin. Und irgendwie gingen dann die Wege, die Spuren, die jeder suchte, auseinander. Er merkte aber, dass der eine oder andere Schluck aus der flachen Flasche Stärkung geben konnte, für eine Weile, wenn man schnell etwas brauchte. Schließlich gewöhnte er sich daran, auf seinen langen Wegen etwas zu brauchen. Freilich machten solche Schlucke auch etwas mit ihm, nicht, dass er torkelte, aber oft verdüsterten sich seine Augen. Der Blick konnte schwer werden, dann verbargen sich die Dinge, die Wesen vor ihm, in denen er doch hatte finden wollen, deren Herblick er doch suchte, wie sie verbunden seien, das eine mit dem anderen, Glieder einer großen Kette. So wurde er älter, Falten gruben sich ein in sein Gesicht, zerklüfteten es, die Haut tönte sich, das waren nicht nur die Sonnenstrahlen auf den Wegen im Sommer, der Frost im Winter. Irgend-

wann bemerkte er an sich, dass er immer öfter dazu neigte, abseits seinen Weg zu suchen, sie sollten nicht hinstarren auf ihn. Nur wenn es notwendig war, ging er nun in deren Welt, streifte sie aber nur, berührte sie nicht. Und so war seine Spur auf den Straßen und Pfaden. Bis wir uns begegneten. Allmählich verstand ich ihn, und jetzt weiß ich es: Er hatte damals gelächelt, die Fächerfältchen um die Augen waren Lächeln gewesen. Nicht über das schöne Kind, nicht über das fröhliche Spiel des kleinen Mädchens, sondern darüber, dass er gefunden hatte. So lange hatte er finden wollen, den großen Blick, der entgegenkam, deshalb war er als Knabe immer in den Garten des hohen Hauses gegangen, hatte den Schatten der Blätter nachgedacht, wie sie spielten vor dem Licht, so leicht bewegt, flüchtig und Teil des großen Lieds, und später auf den Wanderungen am Rand der Straßen, auf den Wegen durch die Wälder, zwischen den Menschen hin.